

Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens

Über die jüngeren Versuche, den Koran textkritisch auszuhebeln

Fast hätte die heikle Botschaft schon 2002 in der Pfingstnummer des Spiegel Sensation gemacht. Durch dessen Rückzieher blieb es der Zeit vorbehalten, ein Jahr später gen Pfingsten den missionarischen Geist auszugießen: Unter dem knackigen Titel „Keine Huris im Paradies“ wurden Forschungen vorgestellt, die das Allerheiligste der Bruderreligion sacht in Frage stellen – den Koran. Scheinbar geht es allein um den Wortlaut: Ist die Heilige Schrift der Muslime so oder anders zu lesen, spricht sie von Jungfrauen oder Trauben? In Wirklichkeit steht mehr auf dem Spiel: der Status dieser Schrift als unverfälschtes Wort Gottes.

Für die meisten Muslime steht unverrückbar fest, dass der uns überlieferte Text wortwörtlich wiedergibt, was Gott dem Propheten Muhammad offenbarte. Das ist es, was dem Koran seine Macht verleiht, im Guten wie im Bösen; denn leider fällt es verhetzten Halbstarcken und ihren Anstiftern nicht schwer, sich auf vermeintlich eindeutige Befehle Gottes zu berufen, wenn ihnen der Sinn nach Bluttaten steht.

Tollkühne Thesen

Die Kunde von einem Buch, das den Koran depotenzieren könnte, lässt darum nicht nur die Herzen von Bibelwissenschaftlern höher schlagen. Sie, denen der Glaube an authentisch überlieferte Jesus-Worte über der Arbeit am Text abhanden kam, halten das muslimische Textverständnis längst für naiv. Erst recht naiv erscheint ihnen die westliche Koranwissenschaft, soweit sie Berichten über die frühe Aufzeichnung der Muhammad-Predigt Glauben schenkt. Groß war darum der Jubel über „Die syro-aramäische Lesart des Koran“ in einer Zeitschrift für syrisches Christentum (Hugoye, Januar): Dieses Buch bringe die Koranexegese zur „kritischen Wende“, welche die Bibelauslegung vor einem Jahrhundert genommen habe. Ein starkes Wort. Aber ist es so?

Das just zur Jahrtausendwende erschienene Werk über „Die Syro- Aramäische Lesart des Koran“ ist das Buch eines Philologen, der des Aramäischen und Arabischen mächtig ist, also eines Semitisten. Mehr sollen wir nicht wissen, denn der Autor verbirgt seine Identität mit Blick auf mögliche Anfeindungen radikaler Muslime hinter einem sprechenden Pseudonym: Christoph Luxenberg. Ein Aufklärer also, und Christ dazu, mehr jedenfalls als Lichtenberg, der gewiss nicht mit Luxenbergs Eifer ausgerechnet die sexuellen Freuden des Paradieses bestritten hätte. Luxenberg will die dunklen Stellen des Koran erhellen. Das sind Worte, die muslimischen wie nichtmuslimischen Kommentatoren seit jeher Kopfzerbrechen bereiten, weil sie schwer verständlich sind. Luxenbergs kühne These lautet: Diese Stellen – die er zu einem Viertel des Gesamttextes hochrechnet! – seien als Arabisch verkannte Aramäismen. Die muslimischen Verfertiger der Endredaktion hätten sich verlesen, weil sie glaubten, der Koran sei in „deutlicher arabischer Sprache“ offenbart; so der Koran. Mit Abzügen an der Deutlichkeit glaubt das auch die Arabistik. Anders Luxenberg: Der Urkoran sei in einer „aramäisch-arabischen Mischsprache“ verfasst, vermutlich sei Mekka zunächst aramäische Kolonie gewesen. Wer das vergessen hatte, machte aus deutlichem Aramäisch dunkles Arabisch.

Plausibel soll das sein, weil Aramäisch zur Zeit der Koranredaktion Schriftsprache war, das Altarabische hingegen sich erst durch die Verschriftung des Korans als Schriftsprache etablierte. Das spricht, zumal sich die Offenbarung ausdrücklich an Vorgänger anlehnt, gerade beim religiösen Vokabular für gelegentliche Entlehnungen aus dem nah verwandten Aramäischen der Christen und dem Hebräischen der Juden – und ist in der Forschung ein alter Hut: Die Selbstbezeichnung der Heiligen Schrift als „Qur’ân“ dürfte, so Nöldeke 1860, vom syro-aramäischen Wort „qeryânâ“ für „Lektionar“ abgeleitet sein.

Spielraum für eine ganz neue Lesart größerer Textstücke gewinnt Luxenberg durch die Art, wie er sich eine Eigentümlichkeit der frühesten Koranaufzeichnungen zunutze macht. Deren Konsonantenschrift ist nämlich höchst mehrdeutig, weil sie wie andere semitische Schriften auf Vokalisierung verzichtet und außerdem wie die nabatäisch-aramäische Kursivschrift, von der sie abstammt, verschiedene Konsonanten mit dem gleichen unpunktieren Häkchen bezeichnet. Das eröffnet neuen Lesarten Tür und Tor: wenn man postuliert, dass die spätere Vokal- und Konsonantenfixierung ohne Rücksicht auf mündliche Textüberlieferung erfolgte, und zudem felsenfest davon überzeugt ist, dass sich hinter dunklen Stellen meist Aramäismen verbergen, was die Deutungsmöglichkeiten für ein Konsonantentrio weiter potenziert. Obwohl es, nur zum Beispiel, eine Eigenschaft inspirierter Rede sein könnte, ab und an dunkel zu sein („ausgesetzt auf den Bergen des Herzens...“).

Zugegeben: die Materie ist denkbar schwierig. Über die Qualität der Luxenbergschen Lesart können darum nur erfahrene Semitisten urteilen. Das erste Urteil eines solchen ist vernichtend. Es bescheinigt dem Autor schlechte Methodik, hanebüchene Philologie und exegetische Kapriolen; es sei schwer zu glauben, dass auch nur ein Textproblem des Korans durch dieses Buch gelöst werde, schreibt Simon Hopkins (die kommende Ausgabe von *Jerusalem Studies in Arabic and Islam*). Soviel dazu. Doch es kommt noch besser - und da können Nichtsemitisten mitreden. Sure 108, an der eher die historischen Bezüge als einzelne Worte dunkel sind, wird von Luxenberg fröhlich umgeschrieben und das Ergebnis als Nachweis christlicher Briefliteratur im Koran gewertet! Wer die zitierten Passagen vergleicht, dem stockt der Atem: Nichts haben sie gemein außer einem „Widersacher“ - so könnte man für jede beliebige Stelle auch ägyptische oder chinesische Quellen nachweisen.

Immerhin ist damit die Katze aus dem Sack. Denn natürlich will Luxenberg eigentlich darauf hinaus, dass der Koran außer der Muhammad-Predigt noch andere Materialien enthält. Mit dieser Meinung steht er nicht allein. Der Saarbrücker Religionswissenschaftler Karl-Heinz Ohlig glaubt das auch: Der Koran müsse wie die Bibel ein Gemeindeprodukt sein, durchaus mit einem Grundbestand an echten Muhammad-Worten, doch von seinen Redaktoren um Gemeindebildungen erweitert und Ende des 7. Jahrhunderts im Irak unter dem Einfluss syrischen Christentums endredigiert („Weltreligion Islam“, 2000). Ohlig ist der Forschste im Chor der Rebellen. Sein Buch deutet die Entdeckungen eines Saarbrücker Forschungsduos spekulativ im Geist der Bibelwissenschaft.

Sensationelle Funde

Es geht um den sensationellen Fund ältester Koranfragmente in der Großen Moschee von Sanaa, die seit 1981 von den Islamwissenschaftlern Gerd- Rüdiger Puin und Hans-Caspar Graf von Bothmer bearbeitet werden. Puin und Ohlig hätten die Fragmente wohl gern als Nachweis vom heutigen Text stark abweichender Koranüberlieferungen verkauft. Statt dessen konnten die Fragmente eine Schlüsselthese des geistigen Vaters aller radikalen Revisionisten widerlegen: Der Koran wurde nicht, wie John Wansbrough 1977 spektakulär behauptete, erst nach 200 Jahren kanonisiert. Kunsthistorische und naturwissenschaftliche Datierungen der Fragmente beweisen vielmehr, dass die ersten, noch unpunktieren und unvokalisierten Ganzschriften spätestens gegen 690, also 60 Jahre nach dem Tod des Propheten vorlagen. Das wäre nur mehr das Doppelte des Zeitraums, den islamische Quellen annehmen, nach denen der dritte Kalif Osman eine Lesart von Staats wegen durchsetzte und alle anderen vernichten ließ.

Die bisher mitgeteilten harmlosen Abweichungen wie Flattersatz und Surenfolge - wir warten sehnsüchtig auf wenigstens eine kritisch edierte Seite - scheinen überdies die Erwartungen nicht recht zu erfüllen. Knackiges lässt sich erst herbeizaubern, wenn man sich Luxenbergs fragwürdiger Aramäer-These anschließt. Die Nichtsemitisten Puin und Ohlig tun es. Die fällige Wende in der Koranwissenschaft, eine Geschichte seiner Redaktion und Fixierung, die den Text von literalistischen Zumutungen befreit, wird so nicht erreicht.